

Hallo Hr. Glüsenkamp

„Hallo, schön Sie zu sehen.“

Unsere erste Frage: Wie sieht die finanzielle Unterstützung der Stadt Bamberg für Pflegeeinrichtungen und Dienste aus?

„Ein großes Thema ist aktuell die Kurzzeitpflege und die dortige Situation. Wir versuchen gemeinsam mit dem Landesamt für Pflege eine Förderung in diesem Bereich hinzubekommen. Für die Träger ist diese Form der Pflege momentan nicht sehr lukrativ. Es ist für die Einrichtungen mit einem höheren bürokratischen Aufwand verbunden, wenn ich viele Menschen im ständigen Wechsel habe – das bedeutet viel Organisation und wenig Planungssicherheit.“

„Das zweite – und vielleicht sogar das wichtigste Thema – ist die Bereitstellung von Grundstücken und Flächen. Hier herrscht einfach eine Knappheit. Als Stadt sind wir gefordert, Flächen zur Verfügung zu stellen, damit Pflegeangebote auch realisiert werden können.“

„Und drittens: Wir haben ja mit der Sozialstiftung eine Tochtergesellschaft, die Teil des Konzerns Stadt Bamberg ist. In der Vergangenheit haben wir sehr darauf geachtet, dass die finanziellen Mittel passen – gerade, weil es im Gesundheitsbereich in den letzten Jahren wirklich schwierig war. Viele Krankenhäuser schreiben aktuell Defizite, auch hier in Bamberg. Deshalb haben wir geschaut, dass der Betrieb weiterlaufen kann und wir auch mal

experimentell neue Geschäftsbereiche testen, um innovative Wege zu gehen.“

Wie stehen Sie dazu, dass das Thema Pflege in der Regierung erst 2027 richtig angegangen werden soll?

„Es brennt in jedem Fall in dem Bereich – und es brennt da auch schon länger. Die Herausforderungen in der Pflege bestehen nicht erst seit gestern. Und jetzt ist natürlich für einen Kommunalpolitiker wie mich immer die Frage: Verzweifle ich an der Situation, wenn ich an die Zukunft denke? Oder überlege ich: Was kann ich in meinem Bereich tun und verändern?“

„Natürlich können wir in der Stadt Bamberg nicht die ganze Welt aus den Angeln heben, aber wir können an der einen oder anderen Stelle innerhalb der vorhandenen systemischen Schwächen aktiv werden. Wir können schauen, wo wir trotzdem etwas bewegen können – zum Beispiel bei den Themen Kurzzeitpflege oder Flächenbereitstellung. Es geht darum, in dem Rahmen, den wir haben, mutig zu handeln.“



Gibt es in der Stadt Bamberg ausreichend niederschwellige Angebote, um Pflegebedürftige und deren Angehörige zu informieren und zu unterstützen?

„Ja, also wir haben schon länger in der Stadt Bamberg die Fachstelle für pflegende Angehörige. Man darf ja nicht unterschätzen, dass ein Großteil der Menschen – trotz aller Veränderungen – noch immer zu Hause gepflegt wird. Und das sind häufig sehr belastende Situationen für die Familien.“

„Sie müssen sich das mal vorstellen: In Bamberg ist das Mietniveau so hoch, dass bei vielen Ehepaaren beide arbeiten müssen, um Miete und Lebensunterhalt zu stemmen. Wenn dann plötzlich eine Pflegesituation eintritt, ist das für viele Familien kaum noch zu bewältigen. Anders als bei der Kinderbetreuung gibt es im Pflegebereich bislang keine Form von Elternzeit oder Elterngeld – keine staatliche Kompensation. Dabei wäre das dringend nötig. Wenn jemand das professionelle System entlastet, indem er Angehörige zu Hause pflegt, sollte die Gesellschaft das genauso anerkennen und finanziell ausgleichen wie die Kinderbetreuung.“

„Das ist das eine – und das andere ist unsere gesellschaftliche Haltung. Ich war eine Zeit lang in Südamerika, da geht man ganz anders mit den Themen Alter, Pflegebedürftigkeit und Sterben um. Bei uns wird das oft verdrängt, möglichst lange aufgeschoben. Ich erlebe das immer wieder in Gesprächen: Die Leute kommen oft erst dann zur

Beratung, wenn die Katastrophe schon da ist. Deshalb sage ich immer: Man kann eine Pflegeberatung nicht zu früh machen – nur zu spät. Wir sollten solche Gespräche in den Familien viel früher führen: ‚Mama, wie stellst du dir das eigentlich vor, wenn du älter bist?‘, ‚Wie lange kannst du in deiner Wohnung bleiben?‘ – solche Fragen schiebt man gern weg, aber sie sind wichtig.“

„Genau das merken wir auch in den Beratungsangeboten. Die Menschen kommen meist erst, wenn es Beratung für die Angehörigen, sondern nur noch um reines Krisenmanagement. Und deshalb haben wir jetzt den neuen Pflegestützpunkt eröffnet – direkt gegenüber vom Bahnhof, im Erdgeschoss des Hochhauses auf der rechten Seite. Dort kann jede und jeder hinkommen, unabhängig von der konkreten Situation. Es ist eine trägerunabhängige, neutrale Anlaufstelle, die einfach berät – ohne monetäres Eigeninteresse.“

„Und vor allem ist der neue Pflegestützpunkt auch eine wichtige Schnittstelle. In der Pflegelandschaft gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Träger – manche sind auf stationäre Pflege spezialisiert, andere auf ambulante Angebote oder auf Nachbarschaftshilfe. Da ist es wichtig, jemanden zu haben, der den Überblick behält.“

„Im Pflegestützpunkt können wir gezielt weitervermitteln. Wenn jemand zum Beispiel mit Themen wie Erbe oder Wohnsituation kommt, können wir sagen: ‚Da gibt es eine passende

Anlaufstelle, wir bringen Sie dorthin.‘ Das ist niedrigschwellig, neutral und für alle Bürgerinnen und Bürger im Stadt- und Landkreis Bamberg offen. Jeder kann einfach vorbeikommen und sagen: ‚Ich habe hier ein paar Themen, die ich mal besprechen möchte.‘ Das ist ein wichtiger Schritt in Richtung besserer Orientierung und Unterstützung in der Pflege.“

Inwieweit gibt es darüber Informationen für die Bürger:innen? Viele wussten in unserer Umfrage nicht, wo sie hingehen können.

„Ich tue wirklich an jeder Stelle, was ich kann – wir machen Werbung, wir plakatieren, wir schalten sogar Anzeigen. Aber da kommt genau das ins Spiel, was ich vorhin schon gesagt habe: Wenn das Thema Pflege in meiner aktuellen Lebensrealität keine Rolle spielt und ich blättere dann im Wobla drüber, dann setze ich mich eben auch nicht damit auseinander.“

„Deshalb glaube ich: Fast noch wichtiger als Werbung für den Pflegestützpunkt zu machen, ist es, die Menschen zu sensibilisieren. Es gibt kein zu früh, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen – aber fast immer ein zu spät. Das hören wir auch immer wieder von den Beraterinnen und Beratern selbst: ‚Wären die Leute nur ein paar Wochen oder Monate früher gekommen...‘“

„Deshalb mein Appell: Setzt euch rechtzeitig mit dem Thema Pflege auseinander! Fragt in der Familie, spricht darüber, informiert euch. Denn diejenigen, die wirklich etwas wissen



wollen, die finden auch die richtigen Angebote – sie müssen nur früh genug danach suchen. Das ist so ein bisschen meine These.“

Wie wird von der Stadt Bamberg die Integration von Migrant:innen in den Pflegesektor gefördert? Zum Beispiel durch Sprachkurse oder Anerkennungen ausländische Abschlüsse?

„Ich glaube, wir brauchen grundsätzlich nochmal eine andere Haltung, wenn es um das Thema Pflege geht. Sie haben das vorhin auch schon angesprochen: Wenn man sich überlegt, in welche demografische Richtung wir laufen, dann müssen wir für jede und jeden dankbar sein, der in diesem Bereich arbeitet – oder überhaupt bereit ist, sich einzubringen.“

„Wenn jemand sagt: ‚Ich bin grundsätzlich bereit, in eurer Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen‘ – dann müssen wir den roten Teppich ausrollen und fragen: ‚Was brauchst du, damit du das hier machen kannst?‘ Aber da sind wir in Deutschland leider oft durch unser Rechtssystem eingeschränkt. Das stammt im Kern noch aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, 1949. In den Jahrzehnten danach, vor allem in den 50er und 60er Jahren, ging es eher

darum, Dinge zu regeln, zu begrenzen, zu kontrollieren – weil einfach sehr viele Menschen da waren. Diese alte Haltung prägt uns bis heute.“

„Wenn man über so lange Zeit Gesetze macht, um zu begrenzen, dann ist es unglaublich schwer, die Denkweise wieder zu verändern. Es gibt unzählige Geschichten, gerade von Migrantinnen und Migranten, die von Amt zu Amt geschickt werden, überall dieselben Formulare ausfüllen müssen – es ist ein echtes Bürokratie-Labyrinth.“

„Was wir brauchen, ist ein Mentalitätswechsel. Wir müssten sagen: ‚Schön, dass du da bist! Wir kümmern uns um den ganzen Bürokratie-Kram – lern du in Ruhe die Sprache, mach deine Ausbildung, und wir helfen dir dabei.‘ Diese Willkommenshaltung fehlt noch oft, nicht nur in den Köpfen, sondern auch in der konkreten Umsetzung.“

„Viele Menschen kommen mit der Motivation, hier etwas Sinnvolles zu tun – auch in der Pflege. Und auch wenn andere Menschen aus Fluchtgründen hier sind, sollten wir ihnen eine echte Chance geben. Wir könnten sagen: ‚Probier dich aus. Wenn’s nicht klappt, dann müssen wir weiterschauen in Hinblick auf dein Bleiberecht – aber du bekommst erstmal die Möglichkeit.‘ Und dann – ganz egal ob Pflegekraft oder Busfahrer – sollten wir sagen: ‚Toll, dass du das bei uns machen willst.‘ Diese Offenheit brauchen wir dringend.“

Sie haben den demographischen Wandel gerade angesprochen. Wie sieht die langfristige Strategie der Stadt Bamberg aus, um diesen

Herausforderungen in der Pflege zu begegnen?

„Genau, da haben wir ja eben auch schon drüber gesprochen: Der eigentliche Knappheitsfaktor – oder wie man auf Englisch sagt, das *Bottleneck* – in der ganzen Pflege thematik ist das Personal. Diejenigen, die das hauptamtlich machen, sind das Rückgrat des Systems.“

„Die gute Nachricht ist: Wer sich heute für einen Beruf in der Pflege entscheidet, braucht sich die nächsten 60 Jahre keine Sorgen, um einen sicheren Arbeitsplatz zu machen – der ist garantiert. Die Frage ist nur: Unter welchen Bedingungen findet dieser Job statt? Denn viele steigen auch wieder aus, weil sie sagen: ‚Ich kann nicht mehr, es ist zu anstrengend.‘“

„Und das verstärkt den Engpass noch weiter. Wenn jemand ausfällt – durch Krankheit, Erschöpfung oder Burnout – müssen die anderen einspringen. Die Schichtpläne geraten aus dem Gleichgewicht, und viele wissen freitags noch nicht, ob sie am Wochenende wirklich frei haben. Vielleicht kommt kurzfristig der Anruf, ob man am Samstag doch noch in die Nachtschicht muss. Das macht auf Dauer kaputt – und Freizeit gehört zur Gesundheit dazu. So wird der Beruf unattraktiv, obwohl er eigentlich so wichtig ist.“

„Das ist genau das Dilemma, vor dem wir stehen. Deshalb mein erster Ansatz: Alle, die in der Pflege arbeiten wollen – auch Migrantinnen und Migranten – müssen wir schnell und unbürokratisch zulassen. Und zweitens: Überall dort, wo



wir die professionelle Pflege entlasten können, sollten wir es tun. Das kann durch ehrenamtliches Engagement passieren – sei es im Alltag, bei Begleitungen oder einfachen Unterstützungsleistungen. Und auch Ehrenamt darf bezahlt werden, wenn es Verantwortung übernimmt.“

„Was sich in den letzten Jahren zum Glück etwas verbessert hat, ist die Bezahlung. Vor 10 oder 15 Jahren war das noch eine ganz andere Realität. Klar, es ist noch nicht so hoch wie bei einem Facharbeiter bei Brose mit vergleichbarer Ausbildungszeit – aber es ist besser geworden.“

„Und genau deshalb wünsche ich mir auch mehr Selbstbewusstsein von den Menschen, die in der Pflege arbeiten. Trotz aller Belastung sollte man den Beruf nicht ständig schlechtreden – denn das schreckt den Nachwuchs ab. Natürlich ist es nicht leicht, aber es ist ein großartiger Beruf. Am und mit Menschen zu arbeiten ist etwas unglaublich Sinnvolles. Und im Vergleich – etwa zu einem Job an der Supermarktkasse – ist auch das Gehalt zumindest inzwischen anständig. Wir sollten den Pflegeberuf wieder mit mehr Stolz und Wertschätzung sehen.“

Was ist Ihre Meinung zu den steigenden Heimkosten in Verbindung mit Tarifierhöhungen in der Pflege?

„Die Antwort kann aus meiner Sicht nicht sein, dass Menschen in der Pflege weniger verdienen sollen, nur damit die Eigenanteile für Pflegebedürftige geringer ausfallen. Das halte ich für den völlig falschen Ansatz.“

„Die richtige Antwort wäre vielmehr, die Eigenanteile zu deckeln – und zwar so, dass sie nicht ständig weitergegeben werden an die Bewohnerinnen und Bewohner. Es darf nicht sein, dass jede tarifliche Verbesserung oder jede strukturelle Veränderung direkt auf die Pflegebedürftigen umgelegt wird.“

„Ich bin da ganz klar der Meinung: Diese Kosten sollten – zumindest anteilig – aus Steuermitteln getragen werden. Wir brauchen da eine gesellschaftliche Lösung, nicht eine, die Pflegekräfte und Pflegebedürftige gegeneinander ausspielt.“

„Ich verstehe die Sorgen, die dahinterstehen. Und ich kenne die Aussagen, wenn Bewohnerinnen oder Angehörige sagen: ‚Wenn ihr mehr verdient, steigen doch meine Kosten.‘ Das hören wir oft. Aber wenn man dann ehrlich sagt: ‚Die Alternative ist, dass ich morgen vielleicht nicht mehr komme, weil der Beruf nicht mehr tragbar ist‘ – dann wird es plötzlich still.“

„Wir wissen doch, dass wir in vielen Einrichtungen unterbesetzt sind und nicht alles leisten können, was nötig wäre. Und trotzdem bezahlen Menschen dafür, oft sehr viel. Besonders tragisch

finde ich es, wenn Menschen, die 40 Jahre lang hart gearbeitet haben – zum Beispiel in der Pflege – am Ende ihrer Lebenszeit pflegebedürftig werden und in die Grundsicherung rutschen. Alles, was sie sich aufgebaut haben, geht dann für die Pflege drauf. Sie müssen ihre Ersparnisse und ihr Vermögen abschmelzen, um Unterstützung zu erhalten.“

„Das ist ein großes Problem für das Gerechtigkeitsempfinden in unserer Gesellschaft. Viele sagen: ‚Ich habe mein Leben lang meinen Beitrag geleistet, verzichtet, gearbeitet – und jetzt werde ich im Alter dafür bestraft.‘“

„Deshalb ist mir wichtig zu betonen: Man darf in dieser Diskussion niemals die Verbindung ziehen zwischen besseren Gehältern und steigenden Eigenanteilen. Diese Diskussion führt uns in eine ganz falsche Richtung. Und sie verhindert, dass wir die wahren strukturellen Probleme lösen.“

Ein anderes Thema: Welche Rolle spielt die Digitalisierung der Pflege für Sie?

„Wir haben ja derzeit verschiedene Modellprojekte im Rahmen von Smart City und im ‚Medical Valley‘ laufen – das sind Landes- und Bundesförderung, die wir erhalten haben. Gemeinsam mit unterschiedlichen Akteuren entwickeln wir da auch Themen im Bereich Pflege und Gesundheitsversorgung. Ich glaube, dass solche digitalen Ansätze zur Entlastung beitragen können – gerade, wenn man sich das Thema Datenübermittlung bei Patienten und Patientinnen anschaut.“

„Wenn ich sehe, wie viele Dokumentationspflichten Pflegekräfte heute haben – sie sind oft sechs Stunden direkt am Menschen und müssen danach noch anderthalb Stunden Bögen ausfüllen – dann glaube ich, dass wir hier viel Potenzial haben. Durch automatisierte und regelmäßige Datenübertragung könnte man vieles vereinfachen und zusammenfassen. Meine Hoffnung ist, dass wir so auch die Dokumentationslast spürbar reduzieren.“

„In bestimmten Bereichen werden wir darum auch nicht herumkommen, einfach weil der Personalmangel da ist. Aber dabei stoßen wir sehr schnell auf ethische Fragen: Was können Maschinen übernehmen? Was sollen sie übernehmen? Und was wollen wir überhaupt, dass Maschinen übernehmen?“

„Denn eines ist klar – und das ist nicht nur eine religiöse oder moralische Frage, sondern auch wissenschaftlich belegt: Zur Gesundheit eines Menschen gehört auch soziale Ansprache, Kontakt, Nähe. Gerade im Bereich der psychischen Gesundheit ist das ein zentraler Faktor. Selbst wenn jemand stark pflegebedürftig ist – ein Blickkontakt, ein Gespräch, eine freundliche Stimme kann einen Unterschied machen.“

„Ich hoffe sehr, dass wir als Gesellschaft nicht in eine Richtung rutschen, in der Pflege irgendwann nur noch von Maschinen und Medizin übernommen wird. Technisch wird in Zukunft vieles möglich sein – keine Frage. Aber es wird noch lange dauern, und wir dürfen dabei

nie vergessen, was Menschen wirklich brauchen: andere Menschen.“

Wie sehen Sie das, z.B. mit Hohl-Bring-Diensten durchgeführt durch Roboter? Das wird in einigen Krankenhäusern schon umgesetzt.

„Ich glaube, wir unterliegen oft der Gefahr, gewisse Tätigkeiten in der Pflege zu gering zu schätzen – gerade dann, wenn sie auf den ersten Blick banal erscheinen. Nehmen wir den Patiententransport als Beispiel: Da geht es eben nicht nur darum, jemanden von A nach B zu bringen. Es sind oft genau diese drei Sätze im Fahrstuhl, die einen Unterschied machen.“

„Vielleicht hat der Patient Angst vor der bevorstehenden Behandlung. Und dann sagt jemand ein, zwei beruhigende Worte – und plötzlich verändert sich etwas. Wir unterschätzen das viel zu oft, wie stark solche kleinen menschlichen Momente zur Gesundheit beitragen können.“

„Das ist keine Nebensache – das ist Pflege in ihrer ganz elementaren Form: den Menschen sehen, ihn ernst nehmen, ihm Sicherheit geben. Und genau das macht diesen Beruf so bedeutsam.“

Verfolgt die Stadt Bamberg innovative Ansätze, um die Pflege zukunftsfähig zu gestalten?

„Das Innovativste, was wir derzeit in Bamberg entwickeln, ist meines Erachtens das ‚Care im Quartier‘ – ein innovativer Bürgerpflegeansatz. Die Idee dahinter ist, professionelle Pflege mit Ehrenamt und Nachbarschaftshilfe zu

verknüpfen. Also: die Pflegekräfte dort einsetzen, wo ihre fachliche Kompetenz wirklich gebraucht wird, und gleichzeitig Menschen einbinden, die einfach schauen, wie es den Nachbarn geht.“

„Es geht dabei nicht darum, alles durch Maschinen oder Datenübertragung zu ersetzen, sondern um echte zwischenmenschliche Nähe. Und klar – man darf sich da nicht der Illusion hingeben, dass sich immer genug Freiwillige finden, die bei zehn Nachbarn klingeln und nach dem Rechten sehen.“

„Deshalb glaube ich auch, dass es Vergütungsmodelle braucht, um dieses Engagement zu ermöglichen. Nicht, um daraus einen Vollzeitjob zu machen, sondern als Anerkennung für wichtige Unterstützungsarbeit im Alltag.“

„Ich setze große Hoffnungen in dieses Modell – aber natürlich ist es ein Versuch, ein Wagnis. Wir werden schauen, wie es sich entwickelt.“

Abschließend noch eine Frage: Wie ist Ihre persönliche Meinung über die Zukunft der Pflege?

„Ja, auch da haben wir heute schon drüber gesprochen – der große Engpass ist das Personal. Die Menschen, die sich kümmern. Und ich glaube, wir müssen uns als Gesellschaft ernsthaft fragen: Wie wollen wir eigentlich mit Pflegebedürftigen und älteren Menschen umgehen?“

„Ich habe ja schon einige Punkte angesprochen, bei denen ich denke, wir müssen deutlich mehr Fokus drauflegen – einfach, weil sich unsere Familienstrukturen verändern. Themen

wie ein mögliches Pflegejahr, der Ausstieg aus dem Beruf für eine gewisse Zeit – das sind Dinge, über die wir nachdenken sollten.“

„Und auch das Versterben von Angehörigen ist ein Punkt, der oft verdrängt wird. Ich bin überzeugt: Viele Menschen bereuen es später, dass sie in den letzten ein, zwei oder drei Wochen vor dem Tod eines nahestehenden Menschen nicht mehr Zeit mit ihm verbracht haben – weil sie im Arbeitsrhythmus, im Alltagstrott waren.“

„So wie wir heute selbstverständlich Kinder auf ihren ersten Schritten begleiten – und es zum Glück mittlerweile auch normal ist, dass Väter dabei sind – sollten wir als Gesellschaft ebenso wertschätzen, Menschen auf ihren letzten Schritten zu begleiten. Auch das sollte in den Familien möglich sein.“

„Ich hatte gehofft, dass uns Corona in dieser Hinsicht wachrüttelt. Die Erfahrungen waren zum Teil dramatisch – Angehörige, die sich nicht verabschieden konnten, Pflegeeinrichtungen, in die man nicht mehr hineindurfte. Das hat viel ausgelöst, bei denen, die gestorben sind, aber auch bei den Hinterbliebenen. Vieles davon war regelrecht traumatisch.“

„Ich habe wirklich gehofft, dass daraus ein gesellschaftlicher Ruck entsteht, dass wir uns intensiver mit dem Thema Sterben beschäftigen – wie wir das eigentlich gestalten wollen als Gesellschaft. Aber ich sehe auch: Der

Instinkt, dass alles erstmal von sich fernzuhalten, ist sehr groß.“

„Sich um Kinder zu kümmern, auf dem Spielplatz zu sein – das ist positiv besetzt, das ist gesellschaftlich akzeptiert. Aber sich bewusst mit dem Lebensende auseinandersetzen, fällt uns manchmal schwer. In einer Gesellschaft, in der alles auf Verdrängung und Optimierung ausgerichtet ist – durch gesunde Ernährung, Sport, Schönheits-OPs – leben wir in der Illusion, wir könnten alle 150 Jahre alt werden. Und genau deshalb tun wir uns so schwer damit.“

Dann vielen Dank, dass wir hier sein durften

„Ich danke für den Besuch und viel Erfolg!“



Abbildung 1: Elisabeth Dausch (ganz links), Lamia Attia, Emily Larissa Da Silva Bandeira Babosa, 2. Bürgermeister der Stadt Bamberg Jonas Glüsenkamp (ganz rechts).